

27.4.1928

Nummer 18

29. April 1928.



# Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:  
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:  
Evang. Volksbund

Ich möchte gern was schreiben, das ewig könnte bleiben, denn alles andre Treiben will nur die Zeit vertreiben. Ich möchte gern mein Leben zum Ewigen erheben, denn alles andre Streben ist in den Tod gegeben. Drum schreib ich einen Namen und liebe einen Namen und leb in einem Namen, der Jesus heißt. Sprich: Amen!

## Das Wiedersehen in Kraft.

Ihr habt nun Traurigkeit. Aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.

Johannes 16, 22.

Unter uns Menschen gibt es kaum ein leereres, nichtigeres Wort als das vom Wiedersehen. Auf tausend Gräbern stehts — aber wenn man davorsteht, spürt man es greifbar, wie die Menschen das Wort hingeschrieben haben, weil sie die Sache nicht haben, die Gewißheit. Die schreibt so etwas nicht hin, weil sie viel Höheres ergriffen hat, jenes: bei dem Herrn sein allezeit.

In unserm Wort redet einer, bei dem das „Wiedersehen“ einen andern Klang hat. Osterglocken läuten darin. Das Ostermontagsevangelium hat davon erzählt, nicht, wie die zwei, die blind vor Traurigkeit durch den Abend dahinwandern, den wiedersehen, um den all ihre Herzgedanken sich drehen — nein, wie er sie wieder sieht und in diese Herzen hineinleuchtet mit der Macht seines Erkennens und Lebens, daß zuletzt auch ihre Augen aufgehen und sie ihn erkennen. So hat er auch die Elf wiedergesehen. Allen voran den, dem sein letzter Blick in des Hohenpriesters Hof die bitterste Traurigkeit ins Herz hineingefenkt, daß er hinausging und weinte bitterlich. Ihm hat er Vergebung und Gnade ins Herz geblickt. Einen Saulus, der ihn gesehen auf den Angesichtern aller Verfolgten und der im Zorn sein Antlitz vor ihm verbarg, hat er bei Damaskus wiedergesehen mit dem königlichen Blick des Bezwingers und Begnadigers zum Amt des Westapostels — hat er wiedergesehen, als Paulus rang wider den Pfahl im Fleisch, und hat ihm in die Seele geblickt den Sieg des Kreuzträgers: meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!

Ich will euch wiedersehen. Er ist der Eine, der das so sagen kann, daß es Wahrheit ist, daß es ein Wiedersehen ist in Kraft. Ich will euch wiedersehen; das heißt: ich lasse euch nicht fahren, ich bekümmere mich um euch. So dürfen wir gewiß sein: er wird uns immer wieder begegnen zur rechten Zeit. Nicht nur sein Bild und Wort wird uns an ihn erinnern. Er selbst wird uns nahe sein, wenn wir ihn brauchen. Er kann sich fühlbar genug offenbaren, auch ungefehrt.

Das geschieht aber nur da, wo es vorher gegolten hat: Ihr habt nun Traurigkeit. Das Wort meint

nicht die „Traurigkeit der Welt“, die den Tod bringt — das Leid über das Leid und den Schmerz um das Hingeben und das Entbehren. Es meint auch nicht das bloße Leid über die Schuld: einem Judas ward das Wiedersehen nicht zuteil. Die Traurigkeit, in die hinein Jesus uns wiedersehen will, das ist die Frage aus des Herzens Not: wann werde ich frei werden zur Freiheit der Kinder Gottes? Wann wird mein Auge, das immer wieder an seiner Lust hängt, wann wird meine Seele, die sich immer wieder verliert auf ihre bösen Wege, wann wird mein Mund, der immer wieder das bittere, das harte, das trennende Wort spricht, — wann werden sie dem begegnen, der uns in seine Gewalt nimmt mit seinem Heilandsblick und aus dessen Angesicht die Klarheit Gottes uns durchleuchtet — richtend, aber zugleich aufrichtend, an ihn bindend und mit seiner heiligen Blut durchströmend, daß es Licht und lauter wird in uns? Wer aus solcher Traurigkeit ausschaut nach dem Einen, der uns allein von uns selber retten kann, der darf dann auch jenes Wiedersehen in Kraft erleben, daraus uns Erlösung zuteil wird. Dem begegnet er, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, der das Fünklein des Glaubens ansacht zu hellem Licht.

Ich will euch wiedersehen. Es hat nie an ihm gelegen, wenn ihn die Seinen nicht sahen. Wie oft hat er vor ihnen und mitten unter ihnen gestanden, die Hände voll von der Freude, die er ihnen bringen wollte; aber sie hatten andres zu tun — ihre Augen waren getrübt durch das heillose Sorgen oder erfüllt von Bitterkeit und Zorn, ihr Blick war gehalten durch den Eigensinn ihres verkehrten Willens oder durch den Bann bösen Gewissens, und sie sahen ihn nicht.

Für alle die aber, in deren Herzen die göttliche Traurigkeit einkehrt, hat Gott die Stunde schon gesehen, in der sie werden jubeln dürfen: weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister Jesus tritt herein! Die am liebsten ihr Angesicht verbürgen vor seinem Blick, weil sie sich selbst erkannt haben und wissen: „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst und bei mir einkehrst“ — die sollen vernehmen: Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen! Und diese Freude kann niemand von uns nehmen, wenn wir sie uns nicht selber verderben und zerstören. Denn solches Wiedersehen bezeugt uns ja nicht nur: er ist unser, sondern auch das: wir sind sein. Das ist das Wiedersehen in Kraft, wo der unser Herz und Leben in seine Zucht nimmt, der alles neu machen will und der an seinen getreuen Knechten die Verheißung verwirklicht: gehet ein zu eures Herrn Freude. Das ist das göttliche Wiedersehen, bei dem wir es erst ganz fassen: selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Amen.

## Caspar Zinglers Herz.

Von Ingeborg Maria Sid.

(4. Fortsetzung.)

Eines Abends, als Kaspar in Schlanders neben dem Gasthof zur Post stand und mit dem Postillon Peter Reinstädler sprach, sagte dieser ganz zufällig, seine Mutter in Bozen sei todkrank gewesen, aber sein Bruder sei für sie den Calvarienberg hinaufgewallfahrtet und habe bei jeder von den Leidensstationen dort gebetet, und nun sei die Mutter wieder so gesund wie der Fisch im Wasser.

„Da sieht man's“, sagte Kaspar. „Da sieht man's.“

Als er abends mit Anna und der kleinen Kranken in der Stube saß, sagte er, er wolle morgen in aller Frühe mit der Post nach Meran, um zu sehen, wie der Ohm Andreas in seinem neuen Haus eingerichtet sei. „Ob wir bei ihm übernachten können, wenn wir nun bald hinunterreisen.“

Über nachdem das Kind zu Bett gebracht war, fügte er hinzu:

„Ich will zugleich auch nach Bozen, um die Mutter des Reinstädlers zu besuchen, die todkrank gewesen, jetzt aber wieder so gesund sei, daß man sich nicht genug verwundern könne. Ja, man müsse sich fast verwundern! Und mit der Eisenbahn sei es allem nach nur noch eine Stunde weiter.“

Wie ein wenig verlezt, erwiderte Anna: „Das nächstmal fährst du wohl gleich bis Hamburg?“

Von Hamburg hatte sie reden hören — denn des Postmeisters Marta war ja im vorigen Jahre mit einer reichen Familie hingezogen — und nun bedeutete Hamburg für sie einen ganz verkehrten Ort — ohne Berge, wo die Welt aufhörte.

Wenn man überhaupt das gottlose Beförderungsmittel, das sie nie gesehen hatte, benützen wollte, warum nicht gleich bis ans Ende der Welt?

Am nächsten Tag ging Kaspar Zingler den breiten Kreuzweg zum Calvarienberg hinauf. Es war ihm, als trage er seine kleine Dirn auf den Armen. Er wollte sie vor jeder der kleinen Kapellen niederlegen, und nach jedem der vorgeschriebenen Gebete für so einen Kreuzgang wollte er dann für sie beten. Allen ihren Jammer und ihre Not mit Worten darstellen, die einen Stein erweichen würden — die helfen können mußten.

Sein ganzes Herz war zum Ueberlaufen voll von dem, was er für sie sagen wollte, heute mußte es heraus!

Er kannte ja die Leidensstationen von daheim — von der Kirche und von verschiedenen anderen Orten her. Er kannte sie auswendig, alle vierzehn, ohne daß er sich erinnern konnte, wann er sie gelernt hatte. Aber es ist merkwürdig, wie längst bekannte Dinge einem so oft ganz neu werden!

Hier konnte es daher kommen, weil die ganze Umgebung ihm fremd war und deshalb alles so ganz anders aussah, oder weil die Figuren, in den kleinen Kapellen nicht die ihm wohlbekannten waren, sondern in Lebensgröße freistehende Figuren, die man fast für lebendig hätte halten können. Er mußte sie jedenfalls immer wieder so recht genau ansehen. Und dabei kamen ihm allerlei Gedanken; das war bei den Leidensstationen daheim nie der Fall.

Hier wurde das ganze so handgreiflich, beinahe wie wenn es jetzt gerade geschähe. Gleich bei der ersten Station fiel ihm das auf: die Verurteilung zum Tode.

Kaspar betrauerte sich und betete wie sonst auch. „Bei diesem ungerechten Urteilspruch, den ich so oft mit meinen Sünden unterschrieben habe —“

Aber nachdem er fertig war, blieb er ganz stumm stehen. Alles das, was er von seiner kleinen Dirn hatte sagen wollen, war ihm vollständig verschwunden.

Es ging ihm, wie es so oft geht, wenn man sich zu rechtgelegt hat, was man zu einem andern sagen will — der andere fängt an zu sprechen, und dadurch wird einem das ganze Konzept verrückt.

Kaspar konnte kein Wort herausbringen; aber in seinem Herzen, da erhoben sich laute Stimmen, auf die er immerfort hören mußte . . .

„Sieh, hier ist das Todesurteil ausgesprochen worden, und man kann sich ja denken, wie so ein Todesurteil tönt: durch Markt und Bein geht es; selbst von einem Donner-

schlag oder einem Erdbeben würde man nichts merken — denn ein Todesurteil tönt viel schrecklicher als Donner und Erdbeben.“ Nein, bei dieser Station konnte gar nichts anderes vernommen werden.

Und sehet, wie sie schon vorher mit ihm umgegangen waren, gebunden und fortgeschleppt hatten sie ihn, geschlagen, verhöhnt und ihn angepöbeln — sie deuteten ja jetzt noch mit den Fingern auf ihn — ihm die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, ihn gepeitscht, daß der Rücken ganz wund war. Und viel besser hatte er es ja auch von seiner Geburt an nicht gehabt; so heimatlos war er gewesen, daß er kein Bett, keine Wiege hatte wie andere Kinder, sondern in einem Stall zur Welt kommen mußte, und dann war ihm auch obendrein gleich nachher nach dem Leben getrachtet worden.

Aber nun war das alles noch nicht genug, nun sollte er auch noch sterben.

Ganz ruhig saß Pontius Pilatus da und sprach das Todesurteil aus. Das Todesurteil — nein, hier konnte Kaspar wieder nichts anderes vorbringen, und von nichts anderem reden. Er mußte warten bis zur nächsten Station.

Bei der nächsten Station, wo sie ihm das Kreuz auf-luden, erklangen die Stimmen in Kaspars Herzen sogleich wieder. „Auf den wunden Rücken legten sie ihm das Kreuz, auf seinen armen, schmerzenden, wunden Rücken luden sie es ihm!“

Kaspar hatte es sich früher nie so recht klar gemacht, wie jeder Schritt, jede Bewegung ihm weh hatte tun müssen, ihn wie Feuer gebrannt haben mußte. —

Kaspar stöhnte, und er konnte sich kaum entschließen, zur dritten Station weiterzugehen. Denn das war ja die, wo er zusammenbrach — ja da sank er unter der Last des schweren Kreuzes zu Boden, und das harte Holz fiel ihm auf den wunden Rücken.

Und was sagte er, Kaspar, denn selbst? Was waren das für Worte, die er schon so oft heruntergehäpelt hatte — die ihm aber jetzt durch die Gedanken zuckten: „Die schwere Last meiner Sünden haben dich zu Boden gedrückt.“

Kaspar schauderte.

„Er kann nicht mehr, er kann nicht mehr!“ ertönte es ganz laut in seinem Herzen. „Aber er muß noch mehr erdulden.“

Er schaute den Berg hinauf . . . Ja, noch mehr, noch mehr! Noch elf Leidensstationen, bis sie ihn ums Leben gebracht hatten, all die steinernen Herzen. Jawohl, denn auch an anderen Orten als in Kortsch gab es steinerne Herzen, und sogar noch härtere. An denen hatte er sich gestoßen und immer wieder gestoßen, bis sie ihn zerschmettert hatten — und man ihn bei der letzten Station schließlich in das Felsengrab legte.

Kaspar betete alle die für diesen Kreuzweg vorgeschriebenen Gebete, während er langsam den Hügel hinaufwanderte — von Kapelle zu Kapelle — und dann betete er auch noch den „Schmerzensvollen Rosenkranz“. Und immer ertönten in seinem Herzen Worte, auf die er lauschen mußte. Aber über seine Lippen drang nicht eine einzige Silbe von dem, warum er heergereift war.

„Nein, dachte er, als er wieder unten am Hügel angekommen war, „hier kann man nichts von seinem eigenen Anliegen vorbringen; es wird da viel zu viel zu einem selbst gesagt. Das muß wo anders geschehen.“

Als er aber wieder daheim war, dachte er doch, er habe sich recht sonderbar benommen. Und er verstand nicht mehr, wie es zugegangen war, daß er alle die vielen Worte von seiner kleinen Dirn nicht herausgebracht hatte. Da hätte er sich ja die ganze teure Reise sparen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Bibellesetafel.

Zubilate, den 29. April 1928.

Evangelien: Joh. 16, 16—23a und Joh. 12, 20—26.

Episteln: 1. Petr. 2, 11—20 und 1. Joh. 4, 9—14.

Altes Testament: Jesajas 40, 26—31.

30. April Hebr. 9, 1—22. Die ewige Erlösung durch Christus.

1. Mai Hebr. 9, 23—28. Das vollgültige einmalige Opfer Christi.

2. Mai Hebr. 10, 1—10. Die Art des Opfers Christi.

3. Mai Hebr. 10, 11—25. Die offene Tür.

4. Mai Hebr. 10, 26—39. Die verschlossene Tür.

5. Mai Psalm 146. Der Herr allein — mein Lieb.

# Gustav Adolf-Vote für die Ostmark

Blatt des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung in Königsberg.

Jahraang 35.

Schriftleiter: Pfr. Brunau in Königsberg Pr.

Nummer 4

## Der Kampf um die Kinderseelen in Rußland.

Unter diesem Titel hat Pfarrer Bruhns in Leipzig, z. Zt Mitglied des Zentralvorstandes des Gustav Adolf-Vereins eine Schrift auslegen lassen. Erschienen in der Sächsischen Verlagsgesellschaft m. b. H. in Leipzig, Preis 60 Pfg. Bruhns war früher einmal Pastor in Narva in Estland, ist dann im Kriege nach Sibirien verschickt worden, kam während der Bolschewistenrevolution nach Südrußland zurück, hat hier wechselnde Schicksale gehabt, mußte sein täglich Brot in allen möglichen Berufen sich erwerben, war eine zeitlang auch Lehrer, bis es ihm dann nach dem Friedensschluß gelang, nach Deutschland zu kommen und wieder ein Pfarramt zu erhalten. Er ist also wie wenige befähigt, über Verhältnisse in Rußland und über das Treiben der Bolschewisten in sonderheit aus eigener Erfahrung zu berichten. Das Bild, das er von dem Kinderelend in Rußland, von den Methoden der bolschewistischen Erziehung und von der grauenhaften Verwilderung der Kinder zeichnet, ist erschütternd. Ein paar Proben mögen dafür Beleg sein.

„Kein Wort von Gott, kein Lied, in dem etwas Religiöses vorkam, kein Gebet, keine Geschichte vom Jesuskinde bei Andohung sofortiger Entlassung. Ja noch mehr, die Lehrer mußten darüber wachen, daß die Kinder nichts dergartiges selbst sprachen oder gebrauchten; anstelle dessen galt es, die Segnungen der Revolution den Kinderseelen zu bringen: die blutrünstigen, haßerfüllten Lieder vom Tode der Burshuis (Bürger) vom Blutrausch des siegenden Proletariats. Mir erzählte eine bekannte Kindergärtnerin, wie es ihr jedesmal ins Herz schnitt, wenn sie den Kindern, die um den Gesang eines Weihnachtsliedes baten, anstelle dessen ein proletarisches Revolutionslied anstimmen mußte, in das die Kinderstimmen unwillig und völlig verständnislos einfielen.“

„In einer Stadt südlich von Moskau hatten die Kommunisten versuchsweise ihre Erziehungsideale verwirklicht, indem sie die Kinder verstaatlichten. Im Alter von 3 Monaten wurden sie den Eltern genommen und in staatlichen Krippen zur Erziehung untergebracht. Die Eltern sollten nie erfahren, wo ihre Kinder geblieben, die Kinder nie, wer ihre Eltern gewesen seien. So wollte man alle Kinder zu gleichartigen Schablonenmenschen machen. Aber bald hat man den Versuch aufgeben müssen, da selbst die Proletarinnen sich gegen diese Einrichtung voller Empörung wandte.“

„Eid ehrsüchtig, kümmert euch nicht um das Gerede eurer rückständigen, eigensüchtigen Eltern, die euch weder Freiheit noch Glück gönnen wollen“, das war der Inhalt der Lehren, die den Kindern von ihren Erziehern erteilt wurden und oft auf fruchtbaren Boden fielen.

„Auch vor der hehren Gestalt des Heilandes machten die Kommunisten nicht halt. Unzählige Schmähschriften wurden vertriebt, die Jesus in widerlichster Weise lästerten. Vor a. l. n wurde eine „Jugendbibel“, die Jesus u. a. als Trinker darstellt, in den Schulen den Kindern in die Hände gegeben. Aber alle diese ekelhaften Lästerungen wurden weit in den Schatten gestellt durch das „Neue Testament des Evangelisten Donnan“, eine dreiste Verdrehung und Parodie auf die Evangelien in Versen.“

Und diesen Lehren entsprechend hat sich dann auch das Leben der Jugend gestaltet. Die kommunistischen Lehrer führten die Schüler, besonders die aus bürgerlichen Kreisen, in Nackttänze oder unanständige Varietés, ließen sie Saufgelage veranstalten, um sie auch moralisch zu entnerben. In den Städten Südrußlands bildeten sich „Ligen der Nacktheit“. Zu ihnen gehörten junge Menschen beiderlei Geschlechts, die völlig nackt auf den Straßen herumspazierten, nur um den Hals trugen sie Plakate mit der Aufschrift: „Nieder mit der Schamhaftigkeit und den Vorurteilen.“

Man stelle sich vor, was für ein Geschlecht da heranwächst und mit welchen Empfindungen Eltern ihre Kinder heranwachsen und verkommen sehen.

Das alles soll zugleich dem Kampf gegen das Christentum und gegen die Kirche dienen. Die deutsche evangelische Kirche Rußlands mit ihren etwa 1½ Millionen Mitgliedern macht jetzt schwerste Prüfungszeiten durch. Der Gustav Adolf-Verein ist ihr Helfer. Er will auch den gefährdeten Kindern deutscher evangelischer Eltern helfen. Wenn sie aus der Hölle in Rußland heraus können und in Deutschland erzogen werden können, dann sind sie gerettet. Schon weiß manches Kind aus Rußland in Deutschland. Und reiche Gaben des Vereins lindern in deutschen Familien in Rußland manche bittere Not. Wer will dazu mithelfen, daß die evangelische Kirche in Rußland durch diese schwere Notzeit kommt? Pr.

## An die Kinder.

An die Kinder ergeht wieder der Aufruf aus Bremen zur Sammlung für die Gustav Adolf-Kindergabe. Bei uns wird noch wenig von den Kindern gesammelt, obgleich vor wenig Jahren eine estländische Gemeinde durch die Kindergabe eine schöne Kapelle erhalten hat. Da sollte nun in Stadt und Land in allen Kindergottesdiensten der Bericht aus Bremen verlesen werden und sollten zu Hause die Kleinen aus ihren Sparbüchern ihre Groschen hervorholen und für das Gustav Adolf-Werk opfern.

Auch in den Häusern, in die unser Blatt hin kommt, sollte der Brief gelesen und manche Hand willig werden, eine Gabe nach Bremen zu senden. Es handelt sich diesmal um ein Liebeswerk in der bedrängten Diasporakirche Posen. Da sollte besondere Bitte und Empfehlung nicht mehr nötig sein. Da weiß jeder Gustav Adolf-Freund, was seine Pflicht ist. Möge also der Brief bei jung und alt opferwillige Herzen finden.

## Liebe Kinder!

Vor Jahren lebte in der Provinz Posen in Erlau ein frommer deutscher Gutsbesitzer, Birschel. Weil er ein rechter Kinderfreund war, sammelte er bei allen möglichen Gelegenheiten, bei Taufen, Geburtstagen, Hochzeiten und anderen Feiern, Gaben für bedürftige Kinder. Man gab sie ihm gern. Als er nun starb, sah man, daß der wackre Mann rund 10 000 Mark gesammelt hatte. Damit konnte man etwas Rechtes anfangen. Und man gründete das Krüppelheim Wolfsjagen.

Ein kleines Gutshaus ward samt Land und Garten gekauft. Die notwendigen Bauarbeiten waren rasch durchgeführt. Am 17. April 1909 ward das Heim mit drei Pflinglingen eröffnet. Hausmutter und Leiterin ward die Diakonissin Klementine Gräfin von der Goltz.

Die Anstalt war die einzige in der ganzen Provinz Posen. Kein Wunder, daß die Zahl der Kinder sich rasch vermehrte. Und ein Segen, daß sich bald tapfere junge Mädchen fanden, die mit der lieben Gräfin gemeinsam ihr Leben in den Dienst der unglücklichen Kinder stellen wollten. So entstand neben dem Krüppelheim ein eigenes Diakonissenhaus, in dem vor allem für die armen Krüppel Helferinnen herangebildet werden.

Wieviel Liebe, Kraft und Freudigkeit zu diesem Dienst gehört, das, liebe Kinder, können wir uns alle kaum denken. Was kommt da all für Leid in solchem Heim zusammen?

Die arme Traude kam in die Anstalt blind, taubstumm, verwachsen, gelähmt.

Sda war schon elf Jahre, ohne Vater und Mutter, als sie ins Heim mit zwei ganz schweren Klumpfüßen kam. Lieschen hatte Schlottergelenke und konnte sich nur an Krücken fortbewegen.

Serta hatte einen Spitzfuß und einen Spitzklumpfuß und stand in Gefahr, eine Rückgratverkrümmung durch ihren hinkenden Gang fürs Leben zu behalten.

Zwei arme Jungen liegen mit Hüfttuberkulose im Heim; einer davon ist dazu noch taub.

Ein junges Mädchen ist seit 15 Jahren in der Anstalt, von den Hüften ab ganz gelähmt.

Klein-Else hat Glasnochen, die immer gleich zerbrechen, wenn man nur ein wenig sich rühren will.

Fritzel hat tote Beine, die er fest übereinander schnallt, um dann auf den Händen zu gehen.

Zwei junge Mädchen sitzen im Rollstuhl, am ganzen Körper gelähmt, die Hände zittrig, die Finger gekrümmt.

Und so geht's die Reihe weiter, bis hin zu dem nun verewigten „Mäuschen“, einem armen Menschenkinde, das in allen Gliedern gelähmt, nicht stehen, nicht gehen, nicht sprechen, ja, selbst nicht schlucken konnte und nur mit dickbreitigen Speisen ernährt werden mußte.

Und zwischen all diesem Elend und Leid lebt und wirkt nun die treue Hausmutter mit ihren Mitschwestern bald zwei Jahrzehnte lang und sinnt und denkt unermüdet, wie sie ihren armen Pfléglingen helfen kann.

Das ist ja das Schönste, daß es heute ärztlicher Kunst und ausdauernder Pflege gelingt, so viele Leiden zu beheben. Die Kinder, die nur Klump- oder Spitzfüße haben, können fast immer geheilt werden, wenn auch oft erst nach jahrelanger Behandlung. Krumme Rücken werden durch Stützkorsetts, Massagen und andre Beeinflussung wieder gerade.

Bei wem aber Heilung durch menschliche Kunst und Treue unmöglich erscheint, dem sucht man eben sein Leiden so erträglich wie möglich zu machen. Und dauert's auch oft Jahre, um so größer die Freude, wenn es doch gelungen ist, dem Kranken zu helfen.

Ida steht jetzt auf ganz geraden Füßen und soll damit nun fröhlich durchs Leben gehen.

Vieschen hat feste Gelenke erhalten und verdient sich heute ihr Brot durch Handarbeiten.

Die arme Gelähmte ist Strickmeisterin des Heims und strickt und flickt, klöppelt, knüpft, macht Perlarbeiten, daß es eine Freude ist.

Fritzel ist Assistent bei der Schuster-Schwester.

Ja, selbst die beiden ganz Gelähmten haben das Stricken gelernt.

Und, was ich am schönsten finde, unter den Schwestern sind zwei, die vor Jahren als Krüppelkinder ins Heim kamen, hier mit aller Liebe und Güte betreut und so weit gefördert wurden, daß sie das Lehrerinnenseminar besuchen konnten. Sie haben es 1927 mit dem Reifezeugnis verlassen und dienen nun freudig ihren Leidensgenossen vor früher im Heim als Schwestern.

Das macht natürlich die Arbeit im Heim leichter. Wenn der liebe Gott unser Wollen und Tun segnet und wenn die Menschenkinder für erfahrene Liebe und Güte dankbar sind, dann dürfen wir uns ja glücklich fühlen.

Und die guten Schwestern von Wolfshagen dürfen noch ein besonderes Glück genießen. Wir alle meinen, daß es in solchem Heim des Elends wohl immer ganz traurig und trostlos zugehen müßte.

Wer das denkt, irrt sich aber sehr. Das singt und klingt, das lacht und scherzt, das spielt und tanzt, ja wohl, sogar mit Krücken, daß es nur eine Art hat. Draußen in der lieblosen, rücksichtslosen Welt würden die armen Krüppelkinder wohl wenig Freude haben. Aber im Heim ist ja alles so lieb und gut zu ihnen. Da haben sie alle Bequemlichkeit und Rücksicht. Da sehen sie so viel andres Leid, daß, ja, daß es ihnen eben so geht, wie jenen beiden Plappermäulchen, die die Hausmutter belauschte, als sie beide im Operationszimmer waren, das eine im Streckapparat hängend, das andre gestreckt liegend im orthopädischen Gurtbett. Erst sangen sie fröhlich mitammen. Dann klang's: „Möchtest du verkrüppelte Hände haben? Oder tote Füße, wie der Fritzel, und dann so rutschen und auf den Händen gehen müssen?“ — „Na aber“, meint das andre Plappermäulchen, „möchtest du immer im Rollstuhl sitzen und garnicht laufen können, wie unser liebes Karlchen, und ganz gelähmt sein, wie unser liebes Mäuschen?“ — „Ach nein“, plappern da beide nach einigem Besinnen, „ein krummer Rücken ist doch das aller-, allerschönste!“

Kinder, wäre es nicht unverantwortlich, wenn diese Anstalt verschwände? Wenn alle die armen Krüppelkinder in

jenem Lande, das ja heute polnisch ist, kein Heim mehr hätten, das ihnen ihr Leid so leicht macht?

Die Gefahr besteht. Denn die meisten dieser Kinder sind arm. Was ihre Eltern oder andre für sie zahlen, das reicht bei weitem nicht aus. Woher aber den Rest nehmen, wenn die Zahl der deutschen Evangelischen so erschreckend klein geworden ist, daß sie beim besten Willen nicht alle Lasten tragen können?

Die tapfere Gräfin hat selbst einen Weg gefunden, der das Heim sichern könnte. Sie hat mit dem Krüppelheim ein Jungmädchenheim verbunden, in dem junge deutsche evangelische Mädchen nach der Schulentlassung Aufnahme finden. Dies Heim ist sehr besucht. Und was dort an Uberschuß erzielt wird, das hilft, das Loch stopfen, das die Kasse des Krüppelheims ständig aufweist.

Der schöne Plan leidet nur an einem großen Hindernis. Es fehlt dem Heim an Raum. Im Jahre 1914 hat man zwar den Grundstein gelegt zu einem Erweiterungsbau, ja, dieser Neubau ist sogar nach mehr als 10 Jahren unter Dach gekommen. Aber nun sind alle Mittel erschöpft. Noch fehlen äußerer und innerer Verputz, die Fußböden, die Heizungsanlage, die Lichtanlage. Nur die rohen Wände stehen da.

Mich dünkt, der Anblick dieser rohen Wände muß der treuen Hausmutter unendlich weh tun. Da opfert sie mit ihren tapferen Mitschwestern ein ganzes Leben im Dienste echten Christentums, das freudig des andern Last trägt. Und ihrer Last, der äußeren Sorge für das so unentbehrliche Heim, soll von den Millionen evangelischer Christen kein Ende gemacht werden können?

Da hat der Gustav Adolf-Verein an euch, ihr evangelischen Kinder allüberall, gedacht. 40 000 Mark braucht Wolfshagen. Das ist wohl viel Geld. Aber seid ihr nicht Millionen? Und ihr habt ja schon so große Summen aufgebracht, ihr wackern Jungen und Mädels, im letzten Jahr für die Evangelischen in Judenburg in der Steiermark wieder über 30 000 Mark!

Es ist dieser Brief der 25., der Kinder zum Kostlichsten, zum Helfen, aufruft. Eigentlich hatten wir an ein Jubiläumskirchlein gedacht, das irgendwo in der Welt von der Treue der deutschen evangelischen Kinderwelt gegenüber unsern Glaubens- und Volksgenossen Zeugnis ablegen sollte.

Nun aber rufen wir euch alle auf: „Helft dem Krüppelheim Wolfshagen! 79 Jahre ist seine Hausmutter schon geworden. Immer näher rückt ihr der Tag, an dem sie zum letzten Male die Sonne grüßt. Noch fällt ihr Auge auf die rohen Mauern, noch drückt sie die Sorge für die Zukunft ihrer armen Krüppelkinder. Wie schön wäre es, wenn sie es noch erlebte, daß wir ihr künden könnten: „Weil du dein Leben den armen evangelischen Krüppelkindern in Posen gewidmet hast, deshalb haben dir die deutschen evangelischen Kinder in der ganzen Welt eine Freude machen wollen: vollende dein Werk!“

Dann klinge der seligste Glockenton zu Gottes Thron, der Jubel eines beglückten Menschenherzens, dessen Glaube sich herrlich behährt hat. Dann wüßten wir alle die seligste feiernde Gemeinde: unglückliche Krüppelkinder, die trotz ihres Leides im Heim fröhlich sein können.

Und dann wäre unjere, besser, eure Jubel-Kindergabe eine rechte Christengabe; denn sie wandelte Nacht in Licht.

Uns Werk denn! Für das Krüppelheim Wolfshagen!

Mit herzlichem Gruße ringsum! Euer

Bremen 1928.

Pfarrer Wald Uhlig.

### Hinter dir.

In ihrer Silberbibel sahen heute die Kleinen Maria, wie sie um den toten Meister klagt und seinen Leib nun sucht. Da plötzlich sagt das Mädchen: „Muß denn die Frau so weinen? Er steht ja längst schon hinter ihr!“ Und ganz verwundert sehn die Kinderaugen Maria an, ja überlegen schier. —

Mag nicht auch uns dies Wort wohl manchmal taugen: „Warum denn weinst du so, Er steht ja hinter dir!“

Maria Seeje.

## Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

### Pomehrendorf.

**Getauft:** Hans Dieter, Siegfried Vahl, aus Pomehrendorf.

**Gaben:** Ehepaar A. B. aus Pomehrendorf 10 RM. zur schwarzen Altarbekleidung. Es fehlen leider noch 105 RM. zur gänzlichen Bezahlung der Altarbekleidung.

Von einer Seite wurde darüber Klage geführt, daß kleine, noch nicht schulpflichtige Kinder auf dem Friedhof häufig spielen und an den Gräbern hier und da Schaden anrichten. So hätten sie einen Engel auf einem Kindergrab beschädigt und verunstaltet. Der Kirchendiener solle Abhilfe schaffen und diesem Unfug steuern. Ja, wie soll er das wohl machen? Er kann sich doch nicht Stunden lang hinstellen und auf die Kinder acht geben. Ueberdies ist er im Sommer — und in dieser Zeit tummeln sich doch die Kinder hauptsächlich auf dem Friedhof — meistens auf dem Felde. Auch ist seine Besoldung so gering, daß ihm wirklich nicht noch eine außergewöhnliche Arbeit zugemutet werden kann. Also wollen wir lieber den Eltern es dringend ans Herz legen, ihren Kindern es streng zu verbieten, den Kirchhof ohne Begleitung erwachsener Personen zu betreten. Dieses Blatt kommt in Pomehrendorf in 55 Familien, das heißt in jede zweite Familie. Da dürften dann wohl die betreffenden Eltern, die in der Nähe des Friedhofs wohnen, von dieser Bitte Kunde erhalten, und gewiß werden sie gern alles tun, was in ihren Kräften steht, um die Kinder vom Friedhof fern zu halten. Die Kirchengemeinde kann unmöglich den Schutz der Gräber übernehmen. Die Friedhofsumwehrung hat 5 Türen, von denen 3 fast ständig offen stehen. Leider führt ein gepflasterter Steig, der viel benutzt wird, da er die eine Seite des Dorfes mit der anderen verbindet, über den Kirchhof. Natürlich läßt sich jeder die Türen offen. Dieser Unbestand läßt sich aber schwer beseitigen, weil der Weg am Dorfgraben, der an der Nordseite des Friedhofs entlang geht, fast immer sich in schlechtem Zustande befindet. Außerdem will jeder gern sich durch Benutzung des Friedhofssteiges den Weg abkürzen. Wenn also nicht der Friedhof durch das „Publikum“ selbst geschützt wird — der Gemeindef Kirchenvorstand kann beim besten Willen hier so gut wie nichts tun.

Die Schulgemeinde Schönmoor bereitet ihrem scheidenden Lehrer Herrn Dröse am 2. Oftertage in den Räumen des Herrn Gasthausbesizers A. Wölke eine sinnige Abschiedsfeier. Was derselben die besondere Note gab, war der überaus herzliche Ton, der sich auf jede Weise kundgab. Wie hübsch war die Kaffeetafel geschmückt! Und welch eine Fülle von Kuchen — und zwar die unterschiedlichsten Sorten — konnte man da sehen! Und dann die Gesänge eines schnell zusammengestellten gemischten Chors, den Herr Lehrer Rorsch dirigierte, die Deklamationen der Kinder, die Reden des Gemeindevorstehers Herrn Böhnke und des Hofbesizers Herrn Spiegelberg — all das war so herzlich und treu gemeint, daß man sofort den Eindruck hatte, hier herrscht das richtige Einvernehmen zwischen Lehrer, Schule und Schulgemeinde. Das zeigte sich auch in der geradezu überwältigenden Fülle von Teilnehmern. Das kleine Dorf Schönmoor zählt etwa 120 bis 125 Einwohner. Von diesen waren fast 100 anwesend. Wer war denn da noch zurückgeblieben? Einige alte, gebrechliche Personen, mehrere Mütter mit ihren ganz kleinen Kindern — sonst war alles da. Auch der Ortspfarrrer war trotz des schwer passierbaren Weges — zu Wagen kann man überhaupt nicht wegen des Chausseebaues nach Schönmoor kommen, und die Wanderung ist beschwerlich — zur Stelle, um namens der Kirchengemeinde Herrn Dröse für seine erfolgreiche Erziehungsarbeit an der Jugend und sein Interesse für die Förderung des kirchlichen Lebens herzlich zu danken. Die Feier verlief überaus harmonisch und würdig. Herr Lehrer Dröse dankte tief bewegt für die vielen ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten, besonders für das wertvolle Geschenk, das ihm die Schulgemeinde Schönmoor verehrt hatte, ein prächtiges Bild in Eichenrahmen mit den Photographien der alten und der neuen Schule. Möge es ihm durch Gottes Gnade vergönnt sein, auch in seinem neuen Wirkungskreise an der zweiklassigen Schule

in Damerau noch eine Reihe von Jahren in reichem Segen sich als evangelischer Lehrer und Erzieher zu betätigen! Ebenso gelten auch seiner Gattin, die ebenfalls sehr fleißig am kirchlichen Leben teilnahm, unsere herzlichsten Segenswünsche.

### Neuheide.

**Sonntag Jubilate, 9,30 Uhr Gottesdienst; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.**

**Getraut:** Müllergeselle Fritz van Kiesen in Hoppe-

**Getraut:** Müllergesell Fritz van Kiesen in Hoppenau mit Edith Anna Helene Schröter, ohne Beruf, in Neukirch.

### Pr. Mark.

Am Sonntag, den 29. April, 2 Uhr nachmittags Versammlung des Cv. Jungmännervereins im Pfarrhaus. Der Verein umfaßt zurzeit 29 Mitglieder: Pfarrer Holland als Vorsitzenden, Max Klein aus Pr. Mark als Schriftführer, Heinrich Jepp aus Serpin als Kassenwart, Paul Saddey aus Woelkiz als Turn- und Sportwart, ferner aus den einzelnen Ortschaften der Kirchengemeinde: aus Pr. Mark Otto Reimann, Paul Sindram, Otto Klein, Fritz Dorsch; aus Böhmischgut Hermann Gehrmann, Erich Gehrmann, Erich Meike, Paul Künzel; aus Hansdorf Paul Ritzki, Kurt Jädke, Kurt Puz; aus Kämmerdorf Ernst Jüngling; aus Plohnern Fritz Spiegelberg, Karl Hennig, Gustav Hennig; aus Meislatein Eduard Wittdorf, Gustav Preuß; aus Woelkiz Reinhold Grund, Otto Saddey, Horst Hackbarth, Ernst Kollin; aus Guldoboden Eduard Schiel, August Kaiser; aus Serpin Erich Künzel, Gustav Ritzki.

An der Beerdigung des Hofbesizers Meike aus Böhmischgut am Montag, den 16. April nahmen 2 Kriegervereine mit ihren Fahnen teil, für unser ländliches Kirchspiel immerhin eine Seltenheit. Es waren die Kriegervereine Pomehrendorf und Plohnern. Dem ersteren Verein hat der Verstorbene seit seiner Militärzeit angehört, daher hatte dieser auch die althergebrachten Pflichten übernommen, die Musik zu stellen und dem Verstorbenen als einem Teilnehmer am letztvergangenen Weltkrieg die drei Ehrenjahre über das offene Grab zu schießen. Ein sehr großes Trauergefolge, das unsere Kirche fast ganz füllte, gab dem Entschlafenen die letzte Ehre und geleitete ihn zum Grabe, dadurch Zeugnis ablegend von der allgemeinen Beliebtheit, welcher sich der Entschlafene mit seinem freundlichen, gleichmäßigen Wesen erfreut hat. Der Leichenpredigt war als Textwort vorangestellt das Gebet unseres Heilandes im Garten von Gethsemane: „Mein Vater, — nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Bei einer früheren Beerdigung auf unserm Friedhof haben einmal Anverwandte des Entschlafenen, die aus einem andern Kirchspiel hergekommen waren, ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß es bei uns Brauch und Sitte sei, daß die Freunde und Nachbarn des Verstorbenen nicht nur den Sarg tragen, sondern meist auch das Grab zudecken. Hierzu sei bemerkt, daß das gerade eine sehr schöne Sitte ist, an der wir unbedingt festhalten wollen. Ist das doch die letzte Ehre und der letzte Liebesdienst, welchen Freunde und Nachbarn auf diese Weise einem Verstorbenen aus ihrer Ortschaft erweisen. Je herzlicher und persönlicher solch eine Beerdigungsfeier ist, umso schöner und christlicher ist sie auch. So ist z. B. auch ein Sarg, der auf einem eigenen Wagen aus dem betreffenden Dorf steht und von den Pferden des betreffenden Besitzers gezogen wird und von einem eigenen Angestellten des betreffenden Hofes gefahren wird, ein viel schönerer Anblick und eine viel herzlichere Sache, als wenn das ein geliehener Leichenwagen aus der Stadt ist und die Pferde mit geliehenen schwarzen Ueberhängen aus der Stadt versehen sind. Und ebenso ist es mit den Trägern, die das Grab zudecken. Je mehr das von Nachbarn und Freunden geschieht, umso schöner ist es. Und wer möchte einem Verstorbenen solch letzten Liebesdienst verweigern!

## Mit den Posaunen des Evangelischen Jungmännerbundes Ostpreußen durch das nord-östliche Deutschland von Diakon Smock, Elbing.

Lange, lange vor der Fahrt gab es tüchtig zu schaffen, um in jeder Stadt für den reisenden Posaunenchor alles vorzubereiten. Endlich kam der Befehl, „Anreise 7. März Liebstadt Ostpr.“. Ein zusammengewürfeltes Völkchen kam dort an. Unter diesen Männern befanden sich: 23 Landwirte, 3 Arbeiter, 2 Pfarrer, 2 Tischler, 2 Schuhmacher, 2 Mechaniker, 2 Monteure, 2 Kausleute, 1 Diakon, 1 Töpfer, 1 Maurer, 1 Fleischer, 1 Schneider, 1 Böttcher, 1 Zimmerer, 1 Installateur und ein Expedient. Alle diese Männer haben sich uneigennützig in den Dienst der guten Sache gestellt.

Im neuerbauten Gemeindehaus in Liebstadt fanden die ersten Proben statt. Immer wieder mußten die Instrumente abgestimmt werden, bis das Ganze in einen wohlklingenden Tonkörper zusammengefügt wurde. Emsiges Proben förderte uns soweit, daß wir am anderen Tage ein Plakonzert in Liebstadt zu geben wagten. Kalter Wind segte durch die Straßen, und der Märzschnee tanzte seinen Reigen, doch wir ließen uns nicht verbrießen, der Stadt Liebstadt mit unseren Instrumenten den Dank auszusprechen. Fast in allen Orten hatten wir 4—5 Grad unter Null. Doch die Zuhörer hielten trotz der kalten Füße aus.

In Liebstadt in der Stadtkirche mit einer feinen Akustik wurde unsere erste Abendmusik in Form eines Gottesdienstes gegeben, bei dem Orgelspiel, Posaunenvorträge, Gemeindegesänge und Schriftwort wechselten. Das Leitmotiv „Christus unser König!“ gab den Höhepunkt zur Andacht.

Der Posaunenchor unter Leitung des Herrn Pfarrer Machmüller, Herzogswalde, brachte alte ostpreußische Choräle, „Mit Ernst o Menschenkinder, Herzlichster Jesu, O Traurigkeit o Herzeleid, Auf, auf mein Herz mit Freuden, Jesus er mein Heiland lebt, den alten masurischen Festchoral „Wiesle prorok“, Du fährst gen Himmel Jesu Christ, Gloria sei Dir gesungen mit Menschen- und mit Engelzungen“. Mehrere Lieder waren von Herrn Pfarrer Machmüller selbst überarbeitet und klangen ausgezeichnet; außerdem traten Oratorienteile Bach'scher und Händel'scher Musik zu Gehör. Unverkennbar war die Schaffungsfreude, die alle Bläser besetzte.

Weiß doch die Kirche die Musik in hervorragendster Weise zu schätzen als ein unentbehrliches Zubehör der Gottesdienste.

Am 9. März ging die Fahrt ins Ermland nach Braunsberg. Eisiger Nordwind brauste uns auf dem Marktplatz entgegen, so daß die großen Bässe einfroren, doch gelang es, das Programm auszuführen. Am Abend gaben wir in der großen evangelischen Kirche eine Feierstunde. Der Besuch war gut, nur schade, daß es so kalt war. Noch in der Nacht ging es weiter nach Elbing. Um Mitternacht empfingen uns die Quartierwirte, und jeder nahm seinen Gast ins Quartier. Parole für den nächsten Tag, 9 Uhr Antreten am Hospiz, Neustädt. Schmiedestraße. In Reih und Glied ging es zur Autofabrik Romnik. In freundlicher Weise wurde uns die Besichtigung gestattet. Zuerst führte uns der Führer in die Stahlgießerei. Es war gerade Gießtag, und wir konnten beobachten, wie das flüssige Eisen in Formen gegossen wurde. In eine große Eisenbirne goß man flüssiges Eisen hinein. Auf maschinellem Wege wurde durch die Masse glühenden Eisens Luft durchgeblasen. Durch die Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft wird aus Roheisen Stahl. Aus der Stahlgießerei ging es von einer Maschinenhalle zur andern. Es wurde uns gezeigt das Werden eines Autos, Luruswagen, Postautos und großen Schleppers. Bei der Besichtigung der Dreherei kamen wir aus dem Staunen nicht heraus. Viele hunderte Maschinen standen da. Transmissionen an Transmissionen, Riemenscheiben und Riemen verband eins mit dem andern. Es war ein Bild von Wirrwar, und doch wußte ein jeder Arbeiter seine Handgriffe. Zu schnell mußten wir Abschied nehmen von dem großen Werk.

Nun zur Städt. Feuerwehr. Herr Direktor Werfickowski erklärte uns eingehend das Wesen der Wehr und zeigte uns u. a. auch die Apparate gegen Gas- und Rauchvergiftung. Unvermutet läuteten die Alarmglocken, die

Motor spritzen sausten durch die Tore. Wie flogen die Räder der arbeitenden Feuerwehrmänner. Kommandorufe erschallten! — Dann plötzlich ein Halt; die Wagen standen still. 27 Sekunden nach dem Alarm ging es zur vermutlichen Brandstätte. Kommando: „Motorleiter bereit“, im Nu stand die 24 Meter hohe mechanische Leiter. Es war ein sehr starker Sturm, denn die Spitze der Leiter schwanke hin und her. Voll Dank verließen wir die Wehr.

Die Uhr zeigte uns die Nachmittagszeit an, und wir gingen zum Hospiz und fanden einen reich gedeckten Tisch.

Nachmittag durften wir unter Leitung des Herrn Professor Dr. Ehrlich ins Städt. Museum. Hier wurde uns viel gezeigt. Dank zeugten die Bläser dem Führer durchs Museum. 5 Uhr Feierabend-Blasen. Trotz der Kälte standen viele hundert Menschen und lauschten unseren Weisen. Die Zeitung schreibt: „Trotz der unvermeidlich kalten Füße blieb das Publikum festgebaut, und das war die beste Anerkennung für den Posaunenchor.“ Ungewollt trieben wir bei den großen Massen Mission. Die Abendfeier in der Kirche wirkte überwältigend, und das Lied rief manches Menschenkind zur Einkehr.

Am Sonntag, den 11. März ging es nach Marienburg. Den Vormittagsgottesdienst verschönten wir mit unseren Posaunen. „Unter den Lauben“ gaben wir ein Nachmittagskonzert. Als das letzte Lied: „Nach der Heimat möcht' ich wieder“ verklungen war, trat tief bewegt ein junger Mann an den Dirigenten heran und ergriff seine Hand: „Herzlichen Dank für diesen Abschied!“. Er fuhr am selben Abend nach Kanada. Mittags Besichtigung der Burg. Der große gewaltige Bau machte auf uns alle einen nachhaltigen Eindruck. Der Führer hatte Mühe, alle Fragen zu erklären und zu beantworten. Das Abendkonzert in der St. Johanniskirche war gut besucht.

Am Montag, den 12. ging es über die Rogat- und Weichselbrücke ins Danzigerland nach Danzig. Von den Danzigern herzlich willkommen geheißener, zogen wir in unsere Quartiere. Ein Teil wurde in Zoppot, der andere in Danzig untergebracht. In Zoppot, den 12. herrliche Abendstimmung an der See. Ruhig atmete das Meer! Am Strande lassen wir unsere Lieder erklingen, und eine große Menschenmenge wandelt auf dem Seesteg und lauscht den Klängen der Posaunen. In den Kirchen von Zoppot, Langfuhr und St. Barbara, Danzig, war der Besuch gut. Der Chor findet sich immer mehr zusammen, auch die Bläser schließen untereinander Freundschaftsbünde. Wir durften dem Glockenspiel von St. Katharinen lauschen, St. Marien mit den alten Altären und Gestühl, das „Jüngste Gericht“, ein Altargemälde aus dem 15. Jahrhundert, wurde von uns mit größtem Interesse in Augenschein genommen. Wir wanderten durch die vielen Kapellen und sahen auch die Gruft der Holzzerzunft. Aus der Gruft stieg uns ein häßlicher Modergeruch entgegen, so daß wir verzichteten hinabzusteigen. Eine herrliche Wanderung über die Berge machten wir von Oliva nach Zoppot. Der Park in Oliva bot uns viel Neues. Ganz besonders interessant war die Flüstergrotte. Dann ging es hinauf auf den Karlsberg. Hier schauten wir das schöne Danzigerland. Weit auf der See sahen wir die Schiffe in allen Richtungen fahren. Ganz in der Ferne konnte man die Halbinsel Hela mit dem Leuchtturm sehen. Vor unsern Füßen lagen im Sonnenschein Glettklau, Oliva, Zoppot, Danzig und Weichselmünde. So ging es den Bilderweg entlang bis nach Zoppot.

Am 15. März verlassen wir Danzig, und nun geht es durch polnisches Gebiet dem Mutterlande zu. Ein Lächerwinken, und Danzig verschwindet vor unsern Augen. Rechts von der Bahnstrecke wächst ein neuer Hafen. Gdingen (polnischer Kriegshafen). Große Schiffe liegen im Hafen, auf der Reede ein paar Kriegsschiffe. In eiliger Fahrt ging es der deutschen Grenze zu. Mittags 12.30 Uhr erreichten wir den Grenzort Gr. Boshopol. Mit dem Deutschlandliede fuhren wir im Bahnhof ein. Auf dem Bahnhof gaben wir ein Konzert, die Bahn- und Zollbeamten waren sehr dankbar, für die Freude, die ihnen der Chor bereiten hatte.

Nach der Zoll- und Passrevision ging die Fahrt über Köslin nach Stolp. In Pommern fiel uns der Kirchenbau sehr auf. Jede Kirche hat einen kurzen, gedrungenen, breiten Turm.

## Kalenderbrief.

30. April: Noon 1803.

1. Mai: Philippus und Jakobus.

2. Mai: Athanasius † 373.

3. Mai: Marg. Schneckenburger † 1849.

4. Mai: Luther auf der Wartburg.

5. Mai: Kurfürst Friedrich der Weise † 1525.

Lieber Wilfried,

bevor ich mich niederlegte, um Dir diesen Brief zu schreiben, fiel mir durch Zufall ein altes, rheinisches Lied in die Hände:

„Löwen, laßt euch wiederfinden,  
wie im ersten Christentum,  
die nichts konnte überwinden;  
seht nur an ihr Märtyrtum,  
wie in Lieb sie glühten,  
wie sie Feuer sprühten,  
daß sich vor der Sterbensluft  
selbst der Satan fürchten muß!“

In der Tat muß etwas von solchem Löwenmut die ersten Christen beseelt haben. Jakobus, der mit Philippus zum engsten Kreis der Menschen um Jesus gehörte, ist ein deutliches Zeichen in seiner ganzen Lebenshaltung dafür. Wir wissen zwar wenig von seinem Leben, aber was wir wissen, läßt auf einen Mann schließen, der etwas von solchem Glühen an sich hatte. Jesus rechnet ihn nicht umsonst zu den „Donnerskindern“ (Mark. 3, 17). Er gehört zu denen, die Feuer auf das ungestaltliche samaritanische Dorf fallen lassen wollen. Nach des Heilandes Tod hat er zu den Führern der Gemeinde in Jerusalem gehört. Kein Wunder, daß Herodes Agrippa (ein Enkel des Herodes, der zur Zeit der Geburt Jesu lebte) als er im Jahre 44 nach Jerusalem kam und den Juden seine Gunst zeigen wollte, durch ein scharfes Vorgehen gegen die Sekte der Nazarener, vor allem Jakobus gefangen setzen ließ. Und bald darauf ließ er ihn auch durch das Schwert hinrichten.

Etwas mehr als Jakobus tritt Philippus in der Bibel hervor. Das Johannesevangelium erwähnt ihn mehrmals (Berufung — Speisung — Anfrage der Griechen — Abschiedsreden). Er war es, der an Jesus herantrat mit der Bitte: „Herr, zeige uns den Vater“. Von seinem Lebensausgang wissen wir nichts. Er soll das Evangelium zuletzt in Kleinasien verkündet haben.

In die Reihe der Feuerköpfe unseres Christentums gehört auch Athanasius. Er lebte in einer höchst gefährlichen Zeit der Kirche. Von den Fürsten des Landes wurden die Diener der Kirche mit Reichtum und Ehren überschüttet. Die Heidentempel hatten sich in christliche Gotteshäuser verwandelt und in den prächtigen Kirchen entfaltete sich der Glanz einer vom Kaiser nicht mehr verfolgten, sondern begünstigten Religion. Aber jetzt, da die Kraft des Heidentums gebrochen war, verfolgten sich die Christen untereinander mit Bitterkeit um Glaubenslehren willen. Leider meinten die damaligen Kaiser, sie seien berufen auch Schlichter aller Streitfragen in Glaubensdingen zu sein. Und wie sie nun selbst verschieden waren, so versuchten sie, jeder seiner Partei mit dem Schwerte in der Hand den Sieg zu verschaffen und die anderen zu unterdrücken. So bildete sich eine Hoftheologie, die nicht auf Christus, sondern auf den Kaiser sah, und die deshalb auch mit dem jeweiligen Kaiser stand und fiel, und in ihren Fall alle ihre Anhänger mit hinein verwickelte. So kam es oft, daß die heute herrschende Partei morgen in die Verbannung gehen mußte. Athanasius mußte seiner Ueberzeugung wegen fünfmal in die Verbannung gehen. Einmal war er dabei bis nach Trier geschickt worden. Er hat sein Leben lang für die göttliche Würde Jesu gekämpft. Von den Kaisern bald verfolgt, bald verehrt, immer gefürchtet, vom ägyptischen Volke seiner Bischofsstadt geliebt wie ein Heiliger, flüchtig oder verfolgt hielt er dem Herrn seines Lebens die Treue bis in den Tod.

Ein gleicher Klang männlichen Christentums grüßt uns aus den Briefen Luthers während seiner Wartburgzeit. Die Last der Verantwortung, die er in Worms auf sich genommen hatte, wollte ihn übermannen. Der Begner Angriffe, ob er allein der Kluge sei, stiegen fragend in seiner eigenen Seele hoch. Doch das Wort Gottes, das

ihn in sein Werk hineingeführt hatte, gab ihm Festigkeit und Ruhe wieder, „so daß (so schrieb er) mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Angriffe der Papisten als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.“ Luther nutzte die 10 Monate auf der Wartburg durch eifriges Arbeiten aus. Neben seinem Predigtbuch, der „Kirchenpostille“, kommt vor allem die Arbeit am Neuen Testament vorwärts. Noch heute kann der Sprachgewalt jener Uebersetzung nichts an die Seite gestellt werden. Noch heute ist die Sprache der von Luther verdeutschten Bibel die Grundlage der Sprache, die heute alle Deutschen sprechen. Ein Alttholst hat wohl recht, wenn er von Luther sagte: „Seine Begner stammelten, er redete. Und selbst der Volksteil heute, der ihn verabscheut als den großen Kezer, muß reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken“.

Der Mann, dem Luther vor allen anderen diese stille Zeit auf der Burg im Thüringerland verdankte, war sein Kurfürst Friedrich der Weise. Daß die Reformation überhaupt nicht gleich im Reine erstickt wurde, ist der Gewissenhaftigkeit und großen politischen Kunst dieses Fürsten zu verdanken. Er hat von Anfang an die Hand über Luther gehalten; nimmer werde er dulden, daß man Luther nach Rom schleppe. Immer mehr schloß sich der treue Sohn der katholischen Kirche auch innerlich der Sache des Evangeliums auf. Aber äußerlich wußte er geschickt sich Luther gegenüber auf ein Bewährenlassen zu beschränken. Seit dem Reichstag in Worms hat er Luther niemals gesehen, niemals mit seinem größten Untertan gesprochen. Er hielt es für besser, sich zurückzuhalten. So weiß man eigentlich von ihm nicht sehr viel.

Es ist ja überhaupt merkwürdig, wie wenig wir vom eigentlichen Leben der Menschen wissen, die einst im Vordergrund der Geschichte ihrer Zeit standen. Das ist mir grade auch bei Noon aufgefallen. Ja, wir wissen von ihm, daß er während des Krieges 1870/71 Kriegsminister war, daß es seinen Plänen zu danken ist, daß das norddeutsche Bundesheer so schlagfertig war und so schnell mobil wurde, aber hinter diesem großen Soldaten lebte der eifrige Wissenschaftler und der schlicht fromme Christ. Nicht ohne Grund ist in Krobnitz in der Oberlausitz eine Gedächtniskirche nach seinem Namen genannt.

Wenig wissen wir auch von Schneckenburger. Er war ein Kaufmann. In Burgdorf in der Schweiz blieb ich einmal ganz überrascht vor einem Gedenkstein Schneckenburgers stehen. Wie kam der Dichter des Liedes der „Wacht am Rhein“ (Es braust ein Ruf wie Donnerhall) zu einem Gedenkstein in der Schweiz? Nun, er war Kaufmann, Teilhaber einer Eisengießerei in Burgdorf. Dort hat er die letzten Jahre seines Lebens verbracht. Die Bürgerschaft setzte ihm dann diesen Denkstein. — Von dem Liede selbst mag ich nicht schreiben. Die Wacht am Rhein halten zurzeit andere Leute, an die Schneckenburger sicher nicht gedacht hat.

Dein Gottfried denkt auch nicht gern an sie.

### Aus einem alten Buche.

1. Verbanne niemand, ehe du die Sache zuvor erkennst; du sollst nicht urteilen, ehe du die Sache hörst und laß die Leute zuvor ausreden.
2. Der Geiz macht die Seele dürr.
3. Wenn du jemand Gutes tust, so tu's nicht mit unnützen Reden; und wenn du etwas gibst, so betrübe ihn nicht mit harten Worten. Der Tau kühet die Erde; also ist ein gut Wort besser denn die Gabe. Ja, ein Wort ist oft angenehmer denn eine große Gabe, und ein holdseliger Mensch gibt sie alle beide.
4. Einiges Menschen Kleidung, Lachen und Gang zeigen, was an ihm ist.
5. Ein schwäbig Weib ist einem stillen Mann wie ein sandiger Weg den Berg hinauf einem alten Mann.
6. Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gabe Gottes.
7. Von Sünden lassen, das ist ein Gottesdienst, der dem Herrn gefällt.
8. Wer Gott fürchtet, über den ist niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles.
9. Geld und Gut machet Mut, aber viel mehr die Furcht des Herrn.

Jesus Sirach.

## Zeitwarte.

Das Weltereignis des Monats April war die Ueberquerung des Atlantischen Ozeans im Flugzeug von Osten her. Was allen andern europäischen Völkern bisher versagt blieb, ist dem deutschen Wagemut gelungen. Die „Bremen“, ein in den Junkerswerken hergestelltes Flugzeug, ist trotz Sturm und Nebel in einem 37stündigen Fluge unter der Führung des Hauptmanns Köhl auf einer — der Westküste von Labrador (Kanada) vorgelagerten — Insel (Greenley-Insel) glücklich gelandet. Im Zeitalter des Rundfunks wurde die wohlbehaltene Ankunft des Flugzeugs schon am nächsten Tage der ganzen Welt bekannt. Wir werden auf dieses Ereignis später noch einmal ausführlicher zurückkommen. Ihm gegenüber traten andere Ereignisse in den Hintergrund, darunter das Attentat auf den König von Italien, das zwar nicht ihm, aber einer ganzen Anzahl von Personen das Leben kostete. Auch die Straßenbahnkatastrophe in Berlin und die Erdbebenverwüstungen in Bulgarien fanden in der Deffentlichkeit weniger Beachtung.

Dazu kommt nun die bevorstehende Wahl der Abgeordneten zum Reichstag und zum Preußischen Landtag, die uns Deutsche in diesen Wochen mehr und mehr in Anspruch nimmt. Bekanntlich ist die Neuwahl auf Sonntag, den 20. Mai angesetzt. Da von dem Ergebnis dieser Wahl die Zusammensetzung der Reichsregierung und der Preußischen Regierung abhängt, so ist es verständlich, daß alle andern Ereignisse uns nicht in dem Maße fesseln können wie sonst. Und in der Tat geht die bevorstehende Wahl uns alle aufs stärkste an. Denn sie allein gibt uns die Möglichkeit, unsere Stimme in die Wagchale zu legen und dadurch die Richtung mitfestzulegen, in der sich in den nächsten vier Jahren die deutsche Gesetzgebung, die Leitung des Staatswesens, die Gestaltung der Außenpolitik und die innere Verwaltung bewegen soll.

Rund 41 Millionen Stimmberechtigte dürften die Wählerlisten für die Neuwahl des Reichstages und des Landtages aufweisen. Etwa 3 bis 4 Millionen von den Wählern sind Neuwähler. Es sind das die, die seit der letzten Wahl inzwischen das 20. Lebensjahr vollendet und somit das Wahlrecht erlangt haben. Wie werden diese jungen Menschen sich wohl entscheiden? Das kann niemand vorausagen. Die Jugend pflegt ja ihre eigenen Wege zu gehen. Aber es gibt doch auch noch Familien, in denen die Jugend die Erfahrung und den Rat der Erwachsenen nicht verachtet. Umsomehr dürfen darum keine Augenblickswallungen und zufällige Stimmungen über uns Herrschaft gewinnen, sondern es gilt für uns alle ein reifliches, ernstes Ueberlegen.

Manch einer ist freilich durch unsern Parlamentarismus so verärgert und durch die großen Versprechungen der Parteien bei der letzten Wahl, die dann so wenig in Erfüllung gingen, dermaßen enttäuscht, daß er am liebsten der Wahlurne fernbliebe. Vielleicht wird gerade im Leserkreise unseres Blattes eine solche Versuchung besonders stark empfunden werden, zumal die Wahl an einem Sonntag stattfindet, wo die meisten von uns die weltlichen Händel lieber fliehen und sich aus Gottes Wort Ruhe und Kraft für den Lebenskampf holen. So verständlich alle Wahlmüdigkeit ist — wir Christen dürfen ihr keinen Raum geben. Denn Christ sein heißt, zum Dienst am Volk bereit sein. Christ sein heißt, sich verantwortlich wissen für sein Volk. Der Christ, der seinen Einfluß im Volksleben nicht geltend macht, versündigt sich an seinem Volk.

Darum gehört die Wahl der Vertretung unseres Volkes und damit unserer künftigen Regierung als ein wesentliches Stück mithinein in unsern Lebenskampf als Christen. Man denke nur an das schwere Ringen der christlichen Eltern in Braunschweig um die glaubensmäßige Schulerziehung ihrer Kinder oder an die Hemmungen, die die Seelsorge in den Krankenanstalten von Neu-Kölln durch die Verwaltungsorgane zu erleiden hat. Da haben wir alle dafür einzutreten, daß es anders werde. Von unserm christlichen Standpunkte aus betrachtet erhält jede Stimme eines Christen, der sie nach reiflicher Ueberlegung unter Gebet abgibt, ein schweres Gewicht. Die Ausübung der Wahl, in diesem Sinne betrachtet, wird dann

geradezu eine Gewissenspflicht, zu der wir uns von Gott selbst aufgerufen wissen.

Der Christ darf die Arbeit an der Gesetzgebung über Schule und Erziehung, über Familie und Ehe, über sittliche und soziale Fragen nicht den andern allein überlassen. Am Wahltage ist ihm Gelegenheit gegeben, seine Stimme solchen Parteien zu geben, in denen christliche Männer und Frauen für unsere christlichen Grundsätze eintreten und arbeiten. Das wollen wir uns selbst ins Gewissen rufen und allen denen ins Herz senken, die aus verständlichem Widerwillen gegen das Abstoßende im modernen Wahlkampf sich vom politischen Treiben abseits halten.

Wir müssen ja auch sonst auf der Lebensstraße manches erleben, sehen und hören, was unsere Herzen peinvoll berührt und uns abstößt. Keiner aber hat daraus den Schluß gezogen, nun das Leben überhaupt aufzugeben oder in ein Kloster zu gehen. Nein umgekehrt, je mehr ein ernster Christ unter der Not dieses verkehrten Zeitalters leidet, umso dringender fühlt er die Verpflichtung und Verantwortung, ein Zeugnis abzulegen in dieser ihm so entgegengesetzten Umgebung, um seinem Herrn und Heiland Einfluß auf die Menschenherzen zu gewinnen. Genau so hat der ernste Christ die Verpflichtung, einzutreten für seine Ueberzeugung im politischen Leben, wo es nicht nur um die Gestaltung des Wirtschaftslebens, sondern überhaupt um die Führung und Ordnung des Lebens seines Volkes geht.

Zwar ist es gewiß nicht leicht, in dem Wirrwarr der Anschauungen und in dem Widerstreit der Richtungen und Parteien seinen Standpunkt zu gewinnen. Aber schwerer als in dem benachbarten Sowjetstaat Rußland kann es doch nicht sein, wo die ärgste Feindschaft gegen den Christenglauben die Regierenden beherrscht und seine Betätigung aufs äußerste einengt. Sollen wir deutschen Christen, namentlich wir evangelischen — die Katholiken haben ihre Aufgabe schon längst begriffen — erst warten, bis man den evangelischen Glauben wie in Rußland niedertritt und uns bis aufs Blut bekämpft, ehe wir begreifen, daß unser Volk unsere Mitarbeit am Aufbau seines politischen und wirtschaftlichen Lebens braucht und daß wir ihm diese Mitarbeit laut Gottes Geheiß schuldig sind?! Wir werden, wollten wir uns am Wahltage von den Wahlurnen fernhalten, unserm Gott doch nicht entfliehen; er wird uns dann durch leidvolle Wege zur Mitarbeit an unseres Volkes Wohl zwingend führen. Nun sucht aber Gott unseren freiwilligen Dienst. Der Wahltag muß deshalb für jeden Christen ein Tag der ernstesten Verantwortung und des Dienstes sein.

Es soll damit nicht einer neuen evangelischen Partei das Wort geredet werden. Die Wahlen der letzten Jahre haben immer wieder gezeigt, daß von kleinen neugegründeten Parteien entweder gar keine oder nur ganz wenige Abgeordnete gewählt wurden. Wie war das möglich? 40 000 Stimmen bedeuten einen Landtagsabgeordneten, 60 000 Stimmen bedeuten einen Reichstagsabgeordneten. Wenn in keinem Wahlkreis diese Zahl erreicht wird, so sind alle für die betreffende Partei im ganzen Deutschen Reich abgegebenen Stimmen verloren, und wenn es hunderttausende wären!

Uns geht es daher darum, daß in jeder Partei, welchen Stand oder welche Wirtschaftsgruppe sie auch vertritt, evangelische Christen ihre Stimme für Recht und Ordnung, gegen Zucht- und Sittenlosigkeit und für den christlichen Einfluß im öffentlichen Leben und insbesondere auch für freie Entfaltung evangelischen Glaubenslebens erheben. Es darf nicht so weiter gehen wie bisher, daß man unsern evangelischen Glauben und unsere Kirche zur Parteisache zu machen sucht; daß die oder jene Partei die Kirche als Aushängeschild zum Stimmenfang benutzt und andererseits andere Parteien wider die Kirche von Parteiwegen bekämpft. Es schmerzt uns bitter, daß wir in unserer Volksvertretung Parteien haben, die durch ihre Gehässigkeit gegenüber christlichem Glaubensleben es ernstern Christen einfach unmöglich machen, in ihrer Mitte an den Zielen für die betreffende Politik oder Richtung mitzuarbeiten.

E. G.